

1)

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

(Werdigtige Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Feldt.)

Per Holt war also von Gylldholm fortgejagt worden, um den Giftstoff zu entfernen, der sich eingeschlichen hatte. Man wollte nicht, daß die Leute auf Gylldholm von den modernen aufrührerischen Gedanken angesteckt würden; es war schlimm genug, daß es war, wie es war. Solche Dinge zu verhüten und andere davor zu schützen, das war eine Pflicht, die gebildete Menschen sowohl Gott als der Gesellschaft gegenüber hatten.

Das Rittergut wollte einem solchen Unruhestifter nicht einmal einen Wagen leihen, damit er sein Eigentum fortschaffen konnte. Per hatte Mikkil Krat vom Knurrhause mieten müssen mit seinem alten schwarzen Pferd, das genau einen solchen Buckel auf dem Rücken hatte wie Mikkil Krat selber.

Als Per Holt sich am Eingange des Waldes umwendet und einen Blick auf das Schloß zurückwirft, auf die Felder des Rittergutes, die Scheunen, Ställe und Nebengebäude, auf die ganze Welt und Atmosphäre, die bisher sein Leben ausgemacht hat, da fühlt er, daß es mit dem Hölleleben auf dem Rittergut ein für allemal ein Ende hat.

Als er zwischen den Bäumen ist und der Wald sich hinter ihm schließt, ist ihm, als sei er mit diesem Lebensabschnitt fertig.

Sophie atmet tief auf und seufzt: „Gott sei Dank!“ Einen Augenblick ist es, als höben sich die dunklen Erinnerungen von ihrer Brust und flatterten davon wie eine Schar Vögel. Der kühle, duftende Waldeshauch streicht wohlthuend über ihre müden Augen und sie blickt freudig zu Per empor. Die beiden haben jetzt dieselben Gedanken.

Niemals ist ihnen der Wald so frisch erschienen wie heute. Wie ein Bad wirkt er auf sie. Der Duft ist erfrischend, er löscht manches Schwere aus dem Gemüt. Und wie stolz sich die üppigen Buchen über dem grünen Waldboden mit dem feinen Waldmeister und den ständig wechselnden Sonnenflecken wölben! Hört, wie die Insekten summen! Dort ertönen aus der Tiefe des Waldes die dunkelklingenden Laute der Schwarzdrossel, und es wird so herrlich einsam ringsum. Per und Sophie blicken einander an, als verstanden sie sich besser in dieser Stille.

Und lächelnd geben sie sich Träumereien hin.

Von neuen Zeiten.

Von einer besseren Zukunft. Bis der Wagen über eine Brücke raffelt, die aus unebenen Steinen besteht, so daß das Fuder, das ihre armseligen Mobilien enthält, hin und her schwankt. Ein Bach eilt unter der Brücke hin, so eilig, so eilig ins Land hinaus. Sie sollen denselben Weg.

Ja, da draußen liegt also jetzt die Zukunft.

Wald haben sie den Wald durchquert und sehen die Bauernsiedelungen vor sich. Hier in diesen stillen Dörfern herrscht ein ganz anderes Leben als auf dem lärmersüßten Rittergut.

Sie blicken sich wieder an, Per und Sophie. Sie haben beide denselben Gedanken, und in ihrem Herzen ist dieselbe Hoffnung und auch in ihren Augen. Nun aber nähern sie sich dem Fallinger Kirchhof zur Rechten, und Sophie beginnt zu weinen.

Dabei ist nichts zu machen. Seit dem Unglück mit den Kindern bricht sie dann und wann in solch hilfloses Weinen aus.

Per bemüht sich um sie und drückt heimlich ihre Hand. Mikkil Krat, diese Mißgestalt, redet mit dem Pferd, weil er wohl begreift, daß die anderen von ihren eigenen Gedanken in Anspruch genommen sind, und weil sein eigener Mund nicht gut stille stehen kann. Auch er blickt voll Mitgefühl auf Sophie. Beide Männer hegen den Wunsch, sie fühlen zu lassen, daß sie den Schmerz der noch nicht vernarbten Wunde begreifen.

Mikkil lenkt den Wagen auf den Fallinger Kirchenweg, und zwar auf die Seite, die zum Dorf hinausführt, und dann schreiten sie gemeinsam zu den drei kleinen Kindergräbern

hin, die sie hier haben. Daß doch auch ihre kleinen Kinder so elendlich unkommen mußten, weil sie beide zur Arbeit auf dem Rittergute abwesend waren. . . . Das Graven über dieses Brandunglück schlägt wieder über ihrem Haupte zusammen.

Sophie beugt sich hinab über die Gräber, die sie mit ihren Händen streichelt, als wären es die lebenden Kinder selber. Sie preßt ihre Hände ineinander, als wolle sie die kleinen Wesen um Verzeihung bitten, daß sie damals nicht zu Hause bei ihnen war. Sie schreit laut vor Verzweiflung. Per blickt sich um und versucht liebevoll sie zu beruhigen, was auch ein wenig zu helfen scheint.

Aber plötzlich wirft sie sich auf die Knie, und indem sie den Kopf hin und her wirft, murmelt sie ganz unverständliche Dinge. Schon an dem Ton hört man, wie sehr ihr Herz gequält ist. . . .

Per hebt sie auf und küßt ihr verweintes Antlitz, und dann führt er sie vom Kirchhofe fort, dorthin, wo Mikkil Krat mit dem Schwarzen ihrer wartet.

Nach und nach verstiegen Sophies Tränen, und noch bevor sie nach Derum kommen, ist sie wieder ganz ruhig geworden.

Beim Anblick der vielen kleinen Familienhäuser des Dorfes, die ihm eigentlich erst heute so recht auffallen, und als er sieht, wie frei und wie gemütlich jede Familie hinter ihrem Garten zu leben scheint, sagt er unwillkürlich:

„Ja, das ist denn doch etwas ganz anderes als das Rittergut!“

„Ja, Per,“ antwortet Mikkil Krat, „ich glaube auch, daß es klug von Dir war, hier hinaus zu ziehen!“ Mikkil rinnt der Speichel aus dem Munde auf die Weste herab; die schwere Pfeife hängt beständig in einem Mundwinkel, und niemals nimmt er sie heraus. Mikkil räuspert sich, er ist ganz froh, daß er wieder reden kann. „Se, he, ich kenne jedes Haus und jeden Hof hier, von Aarhus bis nach Randers, und weiß wie der Mann heißt — he, he. — Das ist noch von der Zeit her, als ich hier mit dem Frachtwagen fuhr. Dies hier ist Lars Thomsen, und dann kommt Per Monser und dann Kristian Bartenur — ja, das ist nur so ein Beinamen, verstehst Du, he, he. . . .“

Er fuhr fort zu reden. Aber Per hörte nicht auf ihn. Denn drinnen im Garten der Hochschule, der Bauernhochschule, ertönte ein Lied der Mäxchen, so sommerlich frisch und rein

. . . In den grünen Tälern zwischen Nachtigallen und den anderen Vögeln klein.

„Sieh, so etwas haben wir nicht gekannt,“ sagt Per.

Sophie blickt traurig hinüber.

An der Wegbiegung liegt ein kleines Fachwerkhaus mit schwarzen Balken und rotgefäster Mauer. Die Stockrosen recken sich wie Kinder, die auf den Fußspitzen stehen, und schauen zum Fenster herein. Im Garten sind zwei kurze Wege, der eine mit breiten Büschen eingefast, die von oben bis unten voll von schweren behaarten Stachelbeeren hängen, und der andere mit sonnendurchtränkten dunkelroten Johannisbeertrauben.

Per und Sophies Augen können sich nicht von dem Anblick dieses Hauses trennen, und sie wenden sich um und wieder um, um es noch einmal zu betrachten. —

Am Giebel standen zwei Frauen und starrten ihnen nach. Sie streckten die Köpfe zusammen. „Jetzt sind sie fort,“ sagte die eine. „Waren das nicht die beiden, deren Kinder drüben auf Gylldholm verbrannten?“

„Ja gewiß waren es die,“ antwortete die andere, „ach die armen Menschen, wo die wohl jetzt himmeln?“

Der Wagen erregte Aufsehen, wo immer er sich blicken ließ. Erst der schwarze abgezehrte Gaul mit dem Buckel auf dem Rücken und dann die Habe, die im Wagen lag; zerrissene Säcke, durchlöcherter Matrasen, Stühle mit zerbrochenen Beinen, zerbrochene Töpfe und Kübel — es sah aus, als enthalte das ganze Fuder nicht ein einziges ordentliches Stück.

Auf der anderen Seite von Fallinger und Derum tat sich das weite Land vor ihnen auf, und mitten hindurch führte die Landstraße.

Auf dem Grunde der staubigen Landstraßenrampen leuchtete es gelb und rot und blau. Da waren der rotblühende wilde Sauerampfer, der gelbe Rainfarn und die feinen Glockenblumen. Aber an schönsten von allen ist doch die Kornblume und der leuchtende Mohn; einzeln stehen sie zwischen den Kornähren und lächeln den Vorüberfahrenden zu.

Zu beiden Seiten dehnen sich in der hügeligen Landschaft die weiten reichen Kornfelder bis ins Unendliche. Dicht über der Erde hin streicht der süße Sommerdust; hoch oben in der klaren Luft segeln die reizenden Sommerwolken . . . und wohin man blickt, liegt alles in Sonnenschein gebadet.

Die Menschen auf dem Wagen wachen auf und schauen voller Freude ringsum.

Sogar die Kinder reifen die Augen weit auf.

Niemals vorher haben Ber und Sophie eine Wagenfahrt in das Land hinein gemacht. Und niemals haben sie sich träumen lassen, daß es so festlich sein würde. Der sanfte Windhauch gleicht einer freundlichen Hand auf ihrer Wange. Die Sorgen verschwinden. Sie glauben an die Zukunft . . .

Jetzt muß Mikkel wieder etwas sagen; man kann doch nicht immer nur sitzen und schauen.

Auch er freut sich über diese Fahrt; er hat sich ja auch so halb verächtlich die Blumen und dergleichen betrachtet; aber von solchen Dingen kann man ja nicht reden.

Dann spuckt er aus und sagt: „Es wird schon gehen, Ber, wenn Du nun dort drüben hinkommst.“

„Ja,“ antwortet Ber, „es wird schon gehen. Die Ernte steht vor der Tür, und Arbeit im Moor gibt es genug dort, wo wir wohnen sollen. Also wird es schon gehen, Mikkel!“

„Es war am Ende ganz gut, daß Du aus dem Leben da auf dem Gute herauskamt, Ber.“

„Ja, es war eine Sklaverei dort. Draußen bei den Bauern wird es wohl ein anderes Leben sein. Glaubst Du nicht auch, Mikkel?“

Mikkel kneift die Augen zu und blinzelt; das geschieht, wenn er sein Gehirn anstrengt und nachdenkt.

„Ja, Ber, ich weiß nicht recht — ja — ja doch — in gewisser Weise!“

„Man ist jedenfalls ein freier Mann.“ Ber nimmt sich ein frisches Stück Kautabak. (Fortf. folgt.)

Weil's eben Frühling war.

Von Karl Warburger.

Der Franz hatte sofort gesehen, daß die Mizi etwas auf dem Herzen hatte. Und sie hielt damit nicht zurück. Ihre Mutter hatte erfahren, daß sie mit ihm „gehe“. Da war sie wütend geworden und hat es ihr verboten. Sie sei ja noch ein Franz, kaum siebzehn Jahre. Und auch er, der Franz, habe zu derlei noch Zeit. Er sei ja noch nicht einmal militärfrei. Das könne schon werden, wenn sie sich da in etwas einlassen. Nein, es habe keinen Sinn, und wenn sie noch einmal mit ihm gehe, dann . . . Da hatte sie, die Mizi, geweint und gesagt, daß sie ohne ihn nicht leben könne. Doch da schimpfte die Mutter noch mehr und auch der Vater, der dazugekommen, meinte, daß es „etwas“ gäbe, wenn sie sich den Franz nicht aus dem Kopf schlägt. Und der Vater hält Wort. Mit dem ist nicht zu spaßen. Sie aber kann ohne ihren Franz nicht leben und . . .

Sie konnte den Satz nicht vollenden. Und auch der Franz schwieg. Das war ihm zu plötzlich gekommen. Er konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß er nicht mehr mit der Mizi . . . Nein, das überlebt auch er nicht. Ja, aber was ist da zu machen? Ohne Wissen der Eltern alles beim alten lassen? Das wird nicht gehen. Jetzt werden die Eltern die Mizi knapp halten. Aber er könnte hingehen und ihnen sagen, daß er es ernst mit der Mizi meine und daß er sie heiraten wolle. Gleich im nächsten Jahre, bis er nur die Sachen mit dem Militär vom Halse habe. Das sagte er der Mizi. Sie aber war dagegen, denn es nütze nichts. Sie kenne ihren Vater, und wenn der einmal „Nein“ gesagt, dann bleibt es dabei.

Da schwiegen sie wieder und gingen nebeneinander einher, den Blick zu Boden gesenkt. Sie hatten beide denselben Gedanken, aber sie scheuten davor, ihn auszusprechen. Doch endlich drängte er sich dem Franz über die Lippen, und die Mizi willigte rasch ein: wenn sie nicht zusammen leben dürfen, dann wollten sie vereint sterben. Einen anderen Ausweg gibt es nicht. Und schon morgen sollte es sein. Sie möge vorgeben, daß sie zu einer Freundin gehe, er wird sich im Geschäfte freimachen, dann werden sie sich am Nachmittag begegnen und nach Weidlingau hinausfahren. Dort nehmen sie in einem Gasthose ein Zimmer, schließen sich ein, und dann kann es an das Sterben gehen. Natürlich durch Gift. . . Das ist das sicherste. Der Franz wird es schon beschaffen können. Wenn nicht Arsenik, dann Phosphor. . . Ja, sie werden vereint sterben.

Als sie nach einer Stunde voneinander schieden, sprachen sie kein Wort. Nur die Hände drückten sie sich innig, und in die Augen

sahen sie sich lange und bedeutungsvoll. In dem Blicke lag das Gelöbniß: morgen um vier Uhr bei der Hundstürmer Linie. Dann schieden sie. — — —

Etwas vor drei war der Franz zur Stelle. Er sah übermüht aus. Schlafen hatte er nicht gekonnt. Er hatte an seine Eltern gedacht und an die Zeit, da er nach Wien gekommen. Das war zwei Jahre her. Und dann gedachte er der Stunde, in der er Mizi kennen gelernt. Und wie schön die Zeit geworden. Wie sie ihm abgehalten vom Trinken und anderen Dingen, denen seinesgleichen ausgehört. Und wie schön das alles hätte enden können, wenn . . . Ja, wenn! Dann hatte er noch einen Brief an die Eltern geschrieben. Er bat sie um Verzeihung wegen seiner Tat, aber ohne Mizi könne er nicht leben. Wohlverwahrt trug er den Brief in der Tasche.

Wie er wartend einerschritt, gab er sich den gleichen Gedanken hin. Ach, wie schön hätte die Zukunft werden können, wie rosig hätte er sie sich gedacht. . . .

Ein leises „Servus, Franz!“ ließ ihn aufblicken. Da stand die Mizi vor ihm. Herrgott, wie schön sie heute war! Wie sie sich herausgeputzt hat! Dieses rosa Kleid, der lilafarbene Hut . . . wie gut sie das kleidete. Und um den Hals das goldene Kreuz . . .

Er sah sie an, erst entzückt; doch bald umbüsterte sich sein Blick. Und jetzt reichte er ihr die Hand mit einem wehmütigen „Servus“. Dann gingen sie der Stadtbahn zu. Schweigend, in Gedanken versunken. Er löste die Karten, und sie bestiegen den Zug.

Hand in Hand sahen sie da, ohne ein Wort zu sprechen. Der Zug fauste dahin, Schönbrunn — St. Veit — Hütteldorf — Weidlingau.

Sie waren am Ziele und traten auf die Straße.

Hell leuchtete die Sonne, und vom Walde herüber kam der würzige Duft aufbrechender Knospen. Ueberall, wohin sie blickten, neues, junges Leben. Frische Blätter und Blütenkeime auf den Bäumen, auf dem Boden kurzes, saftgrünes Gras. Ei, wie schön das war!

Und sie freuten sich der Frühlingspracht, sogten sie in sich ein, und ein mächtiges Sehnen ging in ihnen auf, den Frühling zu genießen. Vor Abend konnten sie ja nicht in den Gasthof, und da wäre es wohl das Beste, ein wenig in den Wald zu gehen. Dort könne man den Abend erwarten.

Der Franz hatte den Vorschlag gemacht, und sie war einverstanden. Sie gingen in den Wald, fest aneinander geschmiegt, immerhin auf dem wohlgepflegten Fußwege, bis an die Stelle, wo die hier oben noch feuchte, niedrige Wien den Weg kreuzt. An der Böschung ließen sie sich nieder. Sie bettete den Kopf an seine Schultern, er umschlang ihre Taille, und in wehmütigem Schweigen erwarteten sie den Abend.

Früh, viel zu früh brach die Dämmerung herein. Und die Zwei rissen sich von dem schönen Flecken Erde los und gingen hinter unter nach dem Dorfe. Unten, dicht am Walde, stehen Gasthäuser. Vor jedem ein kleines Gärtchen. In einem derselben ließen sie sich nieder. Es war so schön im Freien.

Der Kellner kam, und sie bestellten Speise und Trank. Aber sie rührten kaum daran. Schweigend saßen sie dort und starren in die Luft. Das ging so bis gegen acht Uhr. Dann brachen sie auf. Franz ging voraus und mietete ein Zimmer im nächsten Gasthose, das er gleich bezahlte. Dann holte er Mizi, und sie gingen hinauf in ihr Zimmer.

Da waren sie nun; allein und entschlossen zu sterben. Sie umarmten und küßten sich, innig und leidenschaftlich. Dann ließen sie sich auf das Kanapee nieder und saßen dort, Lippe an Lippe, in inniger Umarmung eine Stunde lang. Endlich löste sich Franz los. Es sei Zeit, an die Tat zu schreiten. Und Mizi fügte sich.

Sie falteten die Hände und sprachen ein Gebet. Das lektel es war kurz, aber innig. Und ohne zu zaudern, schritt Franz hin an den Waschtisch, füllte zwei Gläser mit Wasser und stellte sie auf den Tisch. Dann entnahm er der Tasche ein kleines Paket.

Aufmerksam betrachtete ihn die Mizi. Jetzt frug sie leise:

„Ist das 's Gift?“

„Ja,“ sagte er. „Weißt, 'n Arsenik hab' ich nicht bekommen. Aber Streichhölzeln hab' ich g'kauft und die Köpfeln abg'schabt. Dös wirkt auch.“

Wieder entstand eine kleine Pause.

„Mizl — Mizl — daß dös so hat kommen müssen!“

Sie schwieg und sah ihn wehmütig an. Dann näherte sie sich ihm und umschlang ihn. Und die Tränen flossen über ihr Gesicht, während sie Kuß um Kuß auf seine Lippen drückte. Und er erwiderte die Küsse. Sie wurden erhitzt und verwirrt. Auch die duftgefüllte Waldesluft wirkte nach. Fieberhaft küßten sie sich, bis sie erschöpft und abgespannt innehielten.

Da kam auch der Franz wieder zu sich. Traurig sagte er:

„'s nützt nix! 's muß sein! Geh'n mir's an!“

Er richtete den Blick fragend auf Mizi. Die nickte mit dem Kopfe. Doch gleich sagte sie:

„No ja, Franzl, aber doch nit so — im G'wand.“

„Ja, dös hast schon recht!“

„Weißt, ich hab' mir g'dacht, daß i 'n Tod erwarten will, wie sich's g'hört, und da“ — sie stockte und wurde rot.

„Na, und . . .? Was hast denn sagen wollen, Mizl?“

Den Blick zu Boden, fuhr sie leise, verächtlich fort:

„Na, da hab' ich mir g'denkt, daß . . . Na, man kann do nit a so sich hinlegen . . . weißt — a so hab' ich's g'meint . . . man darf sich doch ta Schand antun, auch nicht als Leter . . . no, und

da hab' ich mir halt die beste Wäsch' ang'zogen. Und weist, Franzl — damit die Leut' nig reden — eins von uns legt sich auf's Sofa, und eins hin" — sie wies nach dem Bett — „und dann trinlen wir's Gist und erwarten 'n Tod.“

„Gut“, sagte Franz mechanisch.
„Ja aber“, meint die Mizi, „da — müssen wir uns auszieh'n.“
„Gut“, sagte der Franzl. „Zieh'n mir uns aus.“
„Ja, aber“ — stotterte die Mizi — „weist — ich — ja ich — no, ja — Franzl — geh', bitt' Dich — dreh' Di derweil um.“

Er ging zum Fenster und blickte auf die Straße. Aber irgend etwas regte sich in ihm. Er wußte nicht, was das war. Er fühlte nur die Unruhe, fühlte das Verlangen, seine Mizi zu umarmen, zu küssen, sie an sich zu drücken. Nicht beherrschen konnte er sich. Und er wendete sich um.

Doch da stockte er. Das Blut stieg ihm zu Kopfe und die Augen blickten lebhafter. Starr blickte er nach ihr hin. Sie wurde rot und stotterte verschämt:

„Aber — Franzl!“
Doch er blickte befestigt nach ihr. Sein Auge wurde trunken und wie er jetzt ein staunendes, bewunderndes „Sapperlot! Sapperlot!“ stammelte, da reißte die Gefühle in ihm zu einem klaren Gedanken. Und er näherte sich der Mizi, immer noch staunend und bewundernd, und dann sagte er mit einem innigen, zärtlichen Blick:

„Weißt, Mizi — sterben müssen wir! Ja — dös muß sein. Aber — weist — 's könnt doch auch — no i mein' halt . . . Mizi — schau, mir san doch Viebesleut' — nit wahr — Mizi — alsdann — schieben mir's auf — 's Sterben — bis in der Früh!“

Er erhielt nicht gleich Antwort und fuhr fort:
„Alsdann — Mizi — ja?“
Sie hob langsam den Blick und kaum hörbar flüsterte sie:
„Wie Du willst.“

Da flog ihr der Franz um den Hals. Er hatte sie schon oft geküßt, aber so noch nie.

Mizi war es, die morgens zuerst erwachte. Sachte erhob sie sich, schlüpfte in das Kleid, eilte an das Fenster und ließ die würzige Luft in das Zimmer. Diese Luft . . . glerig sog Mizi sie ein. Und draußen lachte die Sonne, die Vögel sangen und jubelten, und das Laub, die Blüten, auch die hörte sie jubeln. Ueberall um sie herum der Freudengesang des jungen Lebens. Das stimmte sie so selig, daß sie zu Franz hineilte, ihm umarmte und küßte, leidenschaftlich und innig. Und der Franz wachte auf und küßte sie wieder und sie umschlangen sich und lachten und jubelten. Sei, in den Wald hinaus wollten sie! Ja, ja, schnell in den Wald!

Und wie sie sich über den Frühling und die Sonne freuten, freute sich diese über die Weiden. Mild schien die Sonne, als sie den Weg zum Walde hinauffliegen, und als sie abseits vom Wege sich in das Gebölz schlugen, da umflutete sie der Frühling mit seinen süßesten Düften.

Mittags gingen sie wieder hinab in das Dorf. Sie hatten aus dem Frühlingstreiben Lebensmut und Lebensfreude gezogen. Und die Mizi war entschlossen, ganz einfach den Eltern durchzugehen, wenn sie ihr den Franz nehmen wollten. Ja, dazu war sie entschlossen. Das wollte sie auch den Eltern sagen.

Noch einige langsame, genießende Altenzüge, dann ging es gurück nach Wien . . .

Die geängstigten Eltern fügten sich. Die Mizi behielt ihren Franz. Aber noch oft lachte ihr Vater die Weiden aus, die sterben wollten und denen hierzu der Mut fehlte.

Er deutete das eben nach seiner Art. Ans Sterben denken, wenn um und in uns der Frühling treibt und alle Knospen springen? Das ist ja wider die Natur, Herr Vater! Die Knospen müssen sich öffnen, ja wohl, sie müssen! — weil eben Frühling ist.

Leib und Seele.

Von Professor Max Verworn.*)

Wie kommt der Mensch dazu, seine eigene Natur in einer dualistischen Weise zu spalten in eine geistige und eine körperliche Seite, in Seele und Leib?

Wenn wir den Entwicklungsprozeß dieser Vorstellung in der Geschichte verfolgen, so kommen wir nicht an seinen Anfang, denn den ältesten Kulturvölkern, von denen uns überhaupt die Geschichte berichtet, ist bereits die dualistische Spaltung von Leib und Seele bekannt. Die ältesten uns aus der Geschichte bekannten Kulturvölker haben diese Vorstellung schon frühzeitig in ganz vollendeter Form. Ich erinnere nur an die ägyptische Seelenwanderungslehre, an die Geschichten des Alten Testaments, an die Gesänge Homers. Hier haben wir bereits die Vorstellung, daß der Körper und die

*) Die vorzügliche Schrift des Bonner Physiologen „Die Mechanik des Geisteslebens“ ist soeben in dritter Auflage erschienen (in der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“; Verlag von W. G. Teubner. Preis geb. 1,25 M.). Aus dem Einleitungskapitel (Leib und Seele) geben wir den Abschnitt wieder, der die Entstehung der dualistischen Vorstellung (der Vorstellung von zwei verschiedenen Wesen) von Leib und Seele behandelt.

Seele trennbar sind. Leib und Seele sind zwei verschiedene Dinge, die während des Lebens miteinander in gewissem Zusammenhange stehen, die sich aber beim Tode voneinander trennen. Und diese Vorstellung finden wir fast bei allen Völkern der Erde. Es gibt nur sehr wenige Stämme, denen dieser Gedanke einer dualistischen Spaltung des menschlichen Wesens fremd ist.

Am deutlichsten und in ihren primitivsten Anfängen sehen wir die Vorstellung eines Dualismus von Leib und Seele bei den Naturvölkern, bei den „Wilden“, wie wir sie zu nennen pflegen, und wie sie in Afrika, in Amerika, in Australien, auf den Südseeinseln usw. noch heute leben. Das Studium der „Wilden“ ist imstande, uns über die Entwicklung dieser dualistischen Spaltung der menschlichen Natur einigen Aufschluß zu geben. Wenn wir das ganze Material, das uns diese Völker liefern, überblicken, so finden wir überall ein Moment, das wir auch bei Homer und bei den historischen Kulturvölkern des Altertums beobachten, daß sich nämlich diese Vorstellung von einer im Körper wohnenden unsichtbaren Seele immer heruntrimfallisiert um einen und denselben Kern. Dieser Kern ist die Tatsache des Todes. Ueberall wo wir hinblicken, hat sich bei den Naturvölkern ein Seelenkultus entwickelt, der seinen Ausgangspunkt nimmt von den Tatsachen des Todes. Man beobachtet den Tod eines Menschen. Man findet, daß beim Tode das Empfinden, das Denken, das Handeln, das Bewegen, das Sprechen plötzlich verschwindet, während der Mensch äußerlich noch ebenso, wie er immer aussah, zurückbleibt. So bildet man sich die Vorstellung, daß beim Tode etwas Unsichtbares, Lustartiges aus dem Körper herausgeht, das vorher im Körper fühlte und dachte und sprach und handelte. Es muß etwas anderes sein als der Körper, denn man kann es nicht sehen wie diesen. Es verläßt den Körper und flattert davon. „Wie ein Traum“ sagt Homer, und es ist zweifellos, daß die Tatsachen des Trauml Lebens bei der Bildung der Seelenvorstellung eine wesentliche Rolle mitgespielt haben. Man fand sich im Traume in ferne Gegenden zu ferne Freunden und Verwandten versetzt und doch lag der Körper, wie die Angehörigen sahen, währenddessen unverändert auf seinem Lager. Man erhielt im Traume von fernem Freunden, ja von längst Verstorbenen Besuch. Da lag der Gedanke nahe, daß im Schlafe etwas Unsichtbares den Körper verläßt und auf die Wanderschaft geht, etwas Unsichtbares, das empfindet und fühlt, das denkt und handelt, daselbe Ding, das beim Tode entflieht. Dieses unsichtbare Etwas, mit den verschiedensten Namen belegt, ist es, was zur Entwicklung der Seelenvorstellung den Anlaß gegeben hat, und es wird sich kaum sicher feststellen lassen, ob dabei die Tatsachen des Todes oder die Tatsachen des Trauml Lebens den ersten Anstoß gegeben haben. Sicherlich mußten beide sofort sich vereinen, sobald die Idee der Seele erst einmal gebildet war. Dieses unsichtbare, unförperliche Etwas, die Seele, wird gefürchtet, wird verehrt. Die ganze Denkweise der Naturvölker ist auf diesen einen Punkt hin zentriert. Diese unsichtbare Seele, diese Ahnenseele, sei sie diejenige der Mutter oder des Vaters, sei sie die des Hähptlings oder eines Helden des Stammes, kann, nachdem sie sich beim Tode vom Körper getrennt hat, wiederkehren, kann auch wieder in einen anderen Körper übergehen, den man als Nachbildung des Körpers des Verstorbenen künstlich hergestellt hat. Auf diese Weise entstehen bei den Naturvölkern die Ahnenbilder, plumpe, hölzerne, steinerne, tönerner Figuren, die wir vielfach kaum als menschliche Körperformen erkennen. In diese Ahnenbilder aber denkt man sich die Seele ganz besonders gern zurückkehrend. In diesen Ahnenbildern nimmt die Seele Platz. Aber die Seele ist nicht unbedingt gebunden an ein solches Ahnenbild. Sie kann auch frei herumfliegen, kann sich einen beliebigen Wohnsitz, auch einen lebenden Menschen aussuchen. So erklären sich die Naturvölker vielfach die Krankheit, die Besessenheit. Ein Besessener hat eine Seele zuviel. Eine fremde Seele hat von seinem Körper Besitz genommen und stiftet Verwirrung. Es ist daher sehr begreiflich, daß man sich gegen die schädlichen Einflüsse fremder Seelen zu schützen versucht. Man sucht sie zu bekämpfen, man sucht sie zu bannen, an der Wiederkehr zu hindern, indem man die Toten begräbt, indem man einen Steinhäufen, indem man gewaltige Mäde auf ihr Grab wälzt, indem man ihnen die Knie an den Leib bindet. Hier liegt nach neueren Forschungen die Entstehung der bekannten „Hoderstellung“, die wir namentlich in Gräbern der jüngeren Steinzeit so häufig antreffen. Bei einzelnen Indianerstämmen sind noch heute die Gebräuche so grauam, daß man den alten Leuten, bereits wenn sie im Sterben liegen, die Beine zusammenbindet und die Arme an den Leib schnürt, so daß sie sich nicht mehr bewegen können und zugrunde gehen. Nur aus Furcht vor der Wiederkehr der Seele des Toten hat man diese gräßliche Sitte erfunden. Und so sehen wir überall den Totenkultus im Mittelpunkt der Seelenlehre stehen. Wir sehen Opfer für die Seele. Wir sehen Gaben, die der Seele mit ins Grab gegeben werden, wie Waffen, Schmuckstücken, Nahrungsmittel, Getränke u. dgl. Wir sehen, wie man sich gegen die Seele zu schützen sucht, dadurch daß man etwas an sich trägt, was die bösen Wirkungen der Seele abwehrt oder die unheilstiftende Seele selbst fernzubalten vermag. Natürliche Waffen der Tiere, wie Zähne, Krallen, Hörner fängt man sich um und trägt sie als apotropäische Amulette.

Das alles sind nicht etwa phantasievolle Deutungen und Auslegungen, sondern wohlbekannte und auf Schritt und Tritt zu beobachtende Tatsachen der Völkerkunde.

So kann man verfolgen, wie sich bei den Naturvölkern aus sehr einfachen und naheliegenden Gedankengängen die Seelenlehre entwickelt, und wenn wir so sehen, wie die Leute dazu kommen, sich die Spaltung des menschlichen Wesens vorzustellen, so ist es durchaus verständlich, daß auch dem modernen Kulturmenschen diese Deduktionen ganz plausibel erscheinen. Denken wir uns, ein Verwandter, die Mutter, der Vater, der eben noch mit seinen Angehörigen zusammenfaß, stirbt. Da muß sich ja der Gedanke dem naiven Verstand förmlich aufdrängen, daß das, was in ihm lebte und sich bewegte, was in ihm dachte und aus ihm sprach, daß das nun heraus ist. Und das muß selbstverständlich etwas sein, was nicht sichtbar ist, was unbemerkt in die Luft hinausschwebt und nicht mehr verfolgt werden kann, eben etwas Geistiges, die Seele.

Es ist interessant, daß in den Vorstellungskreisen der Naturvölker nicht bloß eine solche dualistische Spaltung des menschlichen Wesens zu finden ist, sondern daß bei einzelnen Stämmen sogar eine dreifache Spaltung vorkommt. So haben die Zuni-Indianer in der Pueblo-Region Nordamerikas die Vorstellung, daß der Mensch zwei Seelen habe, eine rote und eine weiße. Die rote Seele ist das Blut. Bei einer schweren Verwundung fließt das Blut aus dem Körper heraus: die rote Seele, das Leben verläßt den Körper, der Mensch stirbt. Das andere ist die weiße Seele, der Atem, der Hauch, der häufig als weiches Wölflchen vor dem Munde des Menschen sichtbar wird, solange er lebt, der immerfort zu entweichen strebt und doch von den Zungen immer wieder zurückgezogen wird. Die weiße Seele entflieht beim Tode ebenfalls. So unterscheiden die Zuni-Indianer den Körper, das Leben und die Seele. Wir brauchen aber gar nicht bis zu den Eingeborenen Amerikas zu gehen. Fast genau dieselbe Vorstellung hat man versucht, sogar in die moderne Naturwissenschaft hinüberzuretten. Hier haben es einzelne Forscher unternommen, durch den Vitalismus (Lehre von einer besonderen Lebenskraft) und Neovitalismus diese dreifache Spaltung wieder populär zu machen, indem sie zum Körper und Geist noch eine besondere Lebenskraft fügten. Das ist im letzten Grunde derselbe Gedanke, wie in der Lehre der Zuni-Indianer und steht etwa auf gleicher Höhe wissenschaftlicher Kritik.

Fragen wir uns aber endlich, sind denn alle diese Seelenvorstellungen, wie sie sich die Naturvölker zurechtgelegt haben, für uns noch heute begründet? Besitzen sie noch Berechtigung vom Standpunkt unseres wissenschaftlichen Denkens aus? Wenn wir uns einmal klar machen, was uns heute eigentlich noch veranlaßt, das Wesen des Menschen in diese Dualität von Leib und Seele zu spalten, so finden wir, es sind die Beobachtungen an uns selbst. Die eigene Selbstbeobachtung des einzelnen und das Vergleichen derselben mit den Beobachtungen an anderen Menschen. Durch Beobachtung an sich selbst macht jeder eine Summe von Wahrnehmungen, die in ihrer Gesamtheit sein „Ich“ bilden. Durch Beobachtung anderer Individuen stellt er fest, daß noch mehr derartige „Ichs“ existieren, aber er überzeugt sich zugleich, daß er an diesen anderen Individuen nur einen Teil der Wahrnehmungen macht, die sein eigenes „Ich“ zusammensetzen, ein anderer Teil von Wahrnehmungen, die er von sich selbst kennt, läßt sich niemals an anderen Menschen beobachten. So kann er niemals die Empfindung oder die Vorstellung einer Plume, die ein anderer hat, an ihm sehen und doch zwingt ihn ein Analogieschluß, bei dem anderen ebenfolche Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken anzunehmen, wie er sie selbst unter den gleichen Bedingungen hat. Ja der andere sagt ihm direkt, daß auch er empfindet und denkt und fühlt wie er selbst.

So liegt der Schluß sehr nahe, daß das menschliche Wesen aus zwei fundamental voneinander verschiedenen Seiten besteht, aus dem auch bei anderen Menschen sinnlich wahrnehmbaren Leib und der nicht bei ihnen sinnlich wahrnehmbaren Seele, die wie ein unsichtbarer Mieter während des Lebens im Leibe wohnt und ihn im Tode verläßt. Das ist der Weg, auf dem heute der moderne Mensch sich immer und immer wieder zu überzeugen glaubt, daß in der Tat eine solche Spaltung des menschlichen Wesens besteht, und die Tatsachen des Schlafes und Todes, die einst auch den prähistorischen Menschen zur Trennung von Seele und Leib geführt haben, scheinen ihn in seinem Glauben auch heute noch zu bestärken, denn die Seele verschwindet beim Schlaf und beim Tode, der Körper allein bleibt zurück.

Fragen wir uns aber, ist das richtig, besteht wirklich eine solche Dualität? Analysieren wir zunächst unser eigenes Seelenleben, das wir subjektiv in uns beobachten, so finden wir da Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Komplexe von Gedanken, Gefühle. Das sind die Inhaltsbestandteile unseres Seelenlebens. Es sind die uns aus eigener Erfahrung wohlbekannten Dinge. Analysieren wir ferner die sogenannte körperliche Seite. Was ist unser Körper, was weiß ich von ihm, sei es von meinem eigenen, sei es von einem anderen Körper? Da finde ich, daß ich vom Körper ebenfalls nichts weiter weiß und kenne, als dieselben Inhaltbestandteile, die ich auch in meinem Seelenleben finde. Was ich Körper nenne, ist eine Summe von Empfindungen. Wenn ich den Körper ansehe, so habe ich bestimmte Gesichtsempfindungen, also Licht- und Farbeempfindungen. Ich sehe eine bestimmte Gestalt, d. i. eine Summe von Raumgrößenempfindungen. Ich fasse den Körper an und

habe eine Reihe von Druck- oder Tastempfindungen. Ich fühle die Oberfläche des Körpers an und habe eine Wärmeempfindung und so fort. Kurz und gut, nach welchen Richtungen ich auch den Körper analysieren mag, ich finde immer nur Empfindungen. Ich kann von einem Körper, welcher Art er auch sei, überhaupt gar nichts anderes erkennen, als immer nur Empfindungen. Eine bestimmte Summe von Empfindungen in ihrer charakteristischen Vereinigung und Anordnung ist es, die das ausmacht, was ich Mensch nenne, und das gilt nicht bloß von meinem Körper oder dem Körper eines anderen Menschen, das gilt entsprechend von jedem Körper, das gilt von jedem Tier, von jeder Pflanze, von jedem Stein. Wenn ich die ganze Körperwelt analysiere, so finde ich immer nur dieselben Bestandteile, wie in meiner eigenen Psyche. Wo bleibt da der Dualismus? Es sind immer nur Empfindungen, immer nur Dinge von einer Art. Hier haben wir eine Einheitlichkeit und keinen Dualismus.

Kleines Feuilleton.

„MUSEN und GRAZIE in der MARK“. Wenn jemand Dichter aufzählen will, die sich durch Perlen unfehligen Humors ausgezeichnet haben, so vergißt er dabei sicherlich nicht, neben dem Namen der Friederike Kempner, der berühmten „schleissischen Nachtigall“, den des märkischen Sängers Friedrich Wilhelm August Schmidt von Verneuchen anzuführen, dessen Geburtstag am 23. März zum 150. Male wiederkehrte. Oft genug werden noch heute zum Lobe eines saftigen Schweinebratens die folgenden Verse dieses Dichters zitiert:

„Schweinebraten, ach nach dir, nach auch, gebadene Pflaumen,
Söhnt sich die Braut schon längst! ihr glänzen beide Daumen!“

Nicht minder anmutig ist der Vers: „Die Fröliche laichen — In Kalmusleichen“. Doch nicht diese und andre ebenso schöne Verse haben den einstigen Pfarrer von Verneuchen unsterblich gemacht. Wenn er noch in der deutschen Literaturgeschichte weiterleben wird, so hat er dies in erster Linie Goethe zu verdanken, der ihn in seinem bekannten Gedichte „MUSEN und GRAZIE in der MARK“ etwas unfaßt angefaßt hat. Goethe nennt zwar nicht den Namen des Sängers; es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daß er einzig und allein unseren Schmidt von Verneuchen meint. Das beweist schon die Ueberschrift seines Gedichtes; zwei Gedichtsammlungen Schmidts betiteln sich: „Kalenber der MUSEN und GRAZIE“ und „Almanach der MUSEN und GRAZIE“.

„O wie freut es mich, mein Liebchen, — Daß du so natürlich bist, — Unfre Mädchen, unfre Mädchen, — Spielen künstig auf dem M...!“ spottet Goethe im Sinne und Geist des Dichters vom märkischen Saude, und wer sich der Mühe unterzieht, eine Anzahl der Gedichte Schmidts durchzulesen, der wird finden, daß Goethe deren Ton gar nicht übel getroffen hat. Besonders schaurig sind die Balladen dieses Sängers. Eine von ihnen, die Spulballade „Graf Königsmark und sein Verwalter“ hebt folgendermaßen an:

„Graf Königsmark hatt' irgendwo — In Sachsen an der Saale — Ein Gut, wohin er gern entflo — Der höfischen Kabale — Die Wittschaft dort besorgt ein treuer — Verlässiger und frommer Meier“. Diese Probe genügt wohl, um die Art und Weise zu kennzeichnen, in der unser Schmidt von Verneuchen herumgedichtet hat. Und trotzdem hat sich ein Dichter gefunden, der gegenüber der durch Goethe unternommenen Verhöhnung Schmidts eine Rettung des märkischen Sängers versucht hat. Es handelt sich um Theodor Fontane, der im vierten Bande seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ unserem Schmidt von Verneuchen eine liebevolle und feinsinnige Studie gewidmet hat. Fontane hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, den Haufen von Spreu auf das sorgfältigste nach Weizenkörnern zu durchsuchen, und man muß beim Lesen der zahlreichen von ihm angeführten Proben zugeben, daß solche Verse nur einem Mann gelingen konnten, der das Zeug zum echten Dichter hatte. So etwa die wundervolle Stelle:

„Es kausie der Herbstwind durch Felder und Busch, — Der Regen die Blätter vom Schlehborn wusch, — Es floßen die Schwalben von dannen. — Es zogen die Störche weit über das Meer, — Da ward es im Lande öd und leer — Und die traurigen Tage begannen.“

Trotz all der schönen und lebenswüchigen Bäume, die Fontane in dem Wesen des märkischen Dichters entdeckt hat, muß man aber sagen, daß gerade dieser Beurteiler in dem Falle, in dem es sich um den Verberlicher seiner ihm selbst auf das festeste ans Herz gewachsenen märkischen Heimat handelt, nicht als gänzlich kompetenter Richter anzusprechen ist. Um einiger Vorzüge willen hat Fontane viele und sehr große Schwächen des märkischen Dichters übersehen oder sie in sehr mildem Lichte angeschaut. Die größten Schwächen Schmidts von Verneuchen waren sein gänzlicher Mangel an Selbstkritik und die kindlich-naive Anschauung, daß jede Art von Prosa als Poesie anzusehen sei, wenn sie nur in gereimter Form vorgebracht werde. Wegen dieser Schwächen ist er von Goethe arg verspottet worden, und man muß bei vorurteilsloser Prüfung der Schöpfung trotz Fontane zugeben, daß er diesen Spott wirklich verdient hat.